



**Vom Lebensweg
Artikelserie im Bergsträßer Anzeiger 1921**

Erster Artikel, Bergsträßer Anzeiger, Samstag, den 29. Januar 1921

Kapitel 2

**Vom Lebensweg (Betrachtungen eines stillen Beobachters.)
von Sempervivus.
(Nachdruck verboten.)**

Am Schluss des ersten Kapitels meiner „Betrachtungen“ habe ich kurz die Nichtigkeit unseres heutigen Zahlungsmittels gestreift. Es sei mir heute gestattet, das Geld im Allgemeinen zum Gegenstand einer ausführlicheren kritischen Erörterung zu machen.

Das Geld.

Es strebt der Mensch nach Geld gewaltig

Zumal wenn's gold- und silberhaltig.

Auch Nickel, Kupfer, selbst das Eisen,

Seit Neuestem Porzellan aus Meißen,

Selbst dünnes Aluminiumblech

Scheucht von ihm jede Sorge weg. –

Wenn das Metall ihn dann verläßt,

Dann sucht er seinen Hoffnungsrest

Auf kleine Fetzen von Papier

Zu drucken, und in seiner Gier

Hängt er zu Haus es an im Stillen

Und fördert dadurch – die Bazillen.

Er glaubt, vom Mammon stark geblendet,

Daß nunmehr alle Not beendet.

Doch bringen ihn dieselben Pressen,

Die er in eigenen Interessen

Läßt laufen, einst mit einem Ruck

Selbst in den allergrößten Druck.

Er fühlt zunächst sich sehr gehoben,

Will schieben – und wird selbst geschoben

Das ist der Fluch von seiner Tat,

Daß mit der Zeit nicht kommt der Rat.

Daß nach dem Rat erst kommt die Zeit

Da zur Vernunft er wär' bereit.

Wo aber leider es zu spät. - - -

Jetzt erntet er, was er gesät.

Der Mammon, der sein höchster Gott

Der treibt ihn in den Staatsbankerott

Und deckt sein kaltes Grab im Nu

Mit Ballen Assignaten zu.

So geht er, was denn auch kein Wunder

Der einst im eigenen Gelde unter.

- - - - -

Drum Mensch, setz dir ein höhres Streben,
Als nur dem „Götzen Mammon“ leben!
Bedenk, das Horn des Überflusses.

Als die alten Karthager zum erstenmale ihre Handelsbeziehungen mit den Eingeborenen der Westküste Afrikas aufnahmen, da dachte noch kein Mensch an Geld im heutigen Sinne. Sie warfen ihre Anker und legten am Gestade des Meeres abgewogenes Gold nieder, brannten ein weithinsichtbares Feuer an und stachen in See. Tags darauf landeten sie wieder an derselben Stelle und fanden neben ihren Goldbarren Erzeugnisse des Landes, wie sie die Afrikaner nachts zuvor biedergelegt hatten. Erschien ihnen der Wert des Dargebotenen zu gering im Vergleich zu ihrer Gegenleistung, so entfachten sie von Neuem ein Feuer und begaben sich wiederum auf ihre Schiffe. Dieser Vorgang wiederholte sich solange, bis beide Parteien sich in ihren Ansprüchen zufrieden gaben. Ähnlich geht heute noch in Indien bei den Weddas das Handelsgeschäft vor sich. Die umliegenden Stämme schleichen sich des nachts in die Dörfer, hängen aus Wachs geformte Modelle der Gegenstände, die sie gerne besitzen möchten, an die Haustüren der betreffenden Handwerker, und daneben Erzeugnisse ihrer Kunstfertigkeit, erlegtes Wild oder auch nur die Felle zur Strecke gebrachter Raubtiere. In einer der darauffolgenden Nächten finden sie die gewünschten Gegenstände an Stelle ihrer Gegengaben.

In beiden Fällen handelt es sich um die primitivsten Formen gegenseitiger Handelsbeziehungen unter Vertretern einer im Vergleiche zu modernen Kulturmenschen doch immerhin sehr tiefstehenden Bildungsstufe. Und doch, welche rührende Naivität, welche Achtung vor dem persönlichen Eigentum, welche Ehrlichkeit der Gesinnung, welches gegenseitiges Vertrauen gehört dazu, ein solches Geschäftsgebahren zur allgemeinen Volkssitte zu erheben. Wie weit tiefer stehen wir von Kultur und Zivilisation triefenden Modernen doch unter diesen einfachen Naturvölkern, für deren Kultur- beziehungsweise Zivilisationsstufe wir schließlich doch nur ein mitleidiges Lächeln übrig haben. Wenn man bedenkt, daß heute bei uns der geringste Gegenstand nicht mehr sicher ist vor Diebeshand der eigenen Landsleute, so muß man tief beschämt zugeben, daß die äußeren Vorteile, die wir vor diesen Völkern voraushaben, einen inneren Kern umschließen, der morscher ist als bei den Leuten der „Wildnis“ – die Moral.

Eine weitere Stufe wechselseitigen Tauschhandels, die als die vollkommenere des oben beschriebenen zu betrachten ist, war die offene Hingabe, d.h. jetzt standen sich die beiden Beteiligten Auge in Auge gegenüber und feilschten um den Kaufpreis. Man wurde wählerischer mit dem Dargebotenen und bald erkannte man, daß man besser fuhr, wenn man allgemeine Wertmesser für bestimmte Waren aufstellte. Noch waren es Naturprodukte: Vieh, Getreide, Muscheln, Sklaven, oder auch schon selbstverfertigte Gegenstände wie Waffen und eigenartig geformte Metallstäbchen. Aus diesen letzteren entwickelte sich endlich die geprägte Münze, die wir mit dem Worte „Geld“ bezeichnen. Des geprägten Geldes Ursprung ist also wohl in einem aus der Volks- und Völkergemeinschaft herausgewachsenen Bedürfnis zu suchen, aber des Rechtes, dieses Geld anzufertigen, bemächtigten sich sofort diejenigen, die an der Spitze des Volkes standen; Geld zu prägen war Vorrecht der Krone, im demokratisch regierten Staate waren es die Führer der Volksgemeinschaft, im monarchisch regierten Staate der Kaiser. Und das heidnische, sowie das christliche Mittelalter übernahm skrupellos diesen durch die Tradition geheiligten Gebrauch. Ein alter Spruch Karls des Großen besagte: „Nullo alio loco moneta sit nisi in palatio nostro“ (Nirgends wo anders darf Geld geprägt werden, als in meinem Palaste). Das Volk als solches hatte also keinerlei Anteil an den Vorteilen, die allemal aus der

Münzprägung erwachsen, im Gegenteil, bewußt oder unbewußt trug es die mancherlei pekuniären Nachteile, die naturgemäß sich als Folgen der häufigen Umprägungen ergaben. Immer grasser und ungeschminkter machten sich diese Schädigungen am Volkswohlstande bemerkbar. Wenn ein Nachfolger Karls des Großen sage und schreibe an 721 Orten Münzstellen errichtet hatte, die ihm ganz beträchtliche Pachtsummen einbrachten und doch noch die „Berechtigten“ so stattliche Nutzen abwarfen, daß sie bald zu den Reichsten des Volkes zählten, so kann man sich eine Vorstellung davon machen wie sehr das bedrückte Volk bluten mußte, um Beider Säckel zu füllen. Und wenn, um nur ein Beispiel aus der neueren Geschichte zu bringen, Friedrich der Große im Jahre 1760, als er für seine Kriegsziele mehr Geld brauchte als er hatte, falsches Geld prägen ließ, das allerdings anfangs nicht sein, sondern des sächsischen Kurfürsten Bild trug, alle Armeebedürfnisse und Gehälter mit diesem Gelde bezahlte, wenn er ferner dieses nicht sehr saubere Handwerk im Großen betreiben ließ, indem er bald darauf auch minderwertiges preußisches, mecklenburgisches und bernburgisches Geld auf den Markt warf, sämtliche Münzstätten an seine drei Hlfershelfer Gumperts, Isaak und Itzig, die sächsische an Ephraim verpachtet und dafür die damalige Zeiten fast unglaubliche Summe von 7 Millionen Talern Jahrespacht erzielte, so muß man wirklich den Galgenhumor des geschädigten Volkes bewundern, der sich, allerdings im Bewußtsein seiner Ohnmacht, nur in dem Spottgedichte Luft machte:

„Von außen schön, von innen schlimm,
Von außen Friedrich, von innen Ephraim.“

Im geordneten, gut fundamentierten modernen Staate wie es solche kurz vor dem Kriege noch gab, gehörte er dagegen zu den Selbstverständlichkeiten, daß der reelle Metallwert einer Münze mit deren Nennwert in einem durch Gesetze geregelten Verhältnis stand. Im allgemeinen hatten alle Kulturstaaten die Goldwährung beziehungsweise die sogenannte „hinkende Währung“, d.h. neben der Goldmünze mußten auch Münzen anderer Metalle wie Silber, Nickel und Kupfer in Zahlung genommen werden. Letztere dienten jedoch nur als Scheidemünzen.

Da sich nun aber bald herausstellte, daß bei der fortschreitenden Ausdehnung, die die gegenseitigen Beziehungen der Völker annahmen, es ein Ding der Unmöglichkeit wurde, alle Zahlungen in klingender Münze zu leisten, so suchte man gar bald in den sogenannten „Geldsurrogaten“ einen Ausweg, das heißt man erfand ein Ersatzmittel für das Metallgeld, die Papierscheine.

Von diesen und dem daraus hervorgegangenen Papiergeld im nächsten Kapitel.

Fortsetzung folgt.